

Bruder Helmut Roßkopf

Zwischen Kreissäge, Kloster und Konzern

**Wenn Glaube und Geschäftssinn
sich vereinen**


Francke

Inhalt

Ein Wort vorab	11
Prolog	12
1957–1975 : Der Schreiner	14
1975: Israel	22
1977: Bruderschaft live	28
1978–1979: Weichenstellungen	34
1980–1982: Bruder und Meister	40
1984: Aufbruch: Vom Bauleiter zum Betriebsgründer	45
1985–1986: Berg und Tal. Und Berg	57
1987: Bilanzen und Konsequenzen	66
1988: Rosskopf + Partner	69
1989–1990: Grenzöffnung	74
1991: Aufbruch	85
1992: Hennersdorf, der Firmenstandort	91
1992: Hennersdorf, der Lebensmittelpunkt	95
1994: Wachstum	99
1995–1996: Übergangszeit	106
1997: Volkenroda	112
1998: Standort Nr. 3	120
1999: Euro Surface Industries GmbH	125
2000: Midlife-Crisis	131
2001: Die AG	137
2002: Simon Hong	144
2003: Hotel Puerta America	147
2005–2007: Caesarstone	154
2008: Dekker	157

2012: Martin160
2012: Ich traue mich165
2013: Aufatmen168
2014: Jamshid173
2015: Resignieren oder vertrauen177
2019: Start Nachfolgeplanung.....180
2021: Pilgerweg184
2023: Reise an den Rand der Gesellschaft189
2024: Aufsichtsrat bei Rosskopf + Partner und Vorstand
der Stiftung Kloster Volkenroda195
Verschiedene Welten, verschiedene Realitäten –
ein Resümee197

Dank

*Mein besonderer Dank gilt Christian Heinritz,
der mich beim Schreiben dieses Buches
maßgeblich unterstützt hat.*

*Seine Erfahrungen mit der Jesus-Bruderschaft,
die er als ehemaliger Mitlebender sammeln konnte,
sind in den Text eingeflossen.*

Ein Wort vorab

Wer hätte das gedacht: Ein Bub aus dem Markgräfler Land macht eine Ausbildung zum Schreiner, zieht in die weite Welt hinaus, wird Bruder in einem ökumenischen Kloster, verzichtet auf Ehe und Familie und baut schließlich eines der europaweit führenden Unternehmen in der Verarbeitung von Mineralwerkstoff auf.

In einem Zeitungsartikel hat man mich einmal »Wandler zwischen den Welten« genannt.

Ja, ich habe als Unternehmer vierzig Jahre lang die Firma Rosskopf + Partner AG geführt und als Privatmann das verbindliche Leben mit Brüdern, Schwestern und Familien in der Jesus-Bruderschaft geteilt. Ich habe die soziale Verantwortung für etwa zweihundert Mitarbeiter und ihre Familien übernommen und in meiner Entscheidung, Gott und den Menschen zu dienen, meine Berufung und den Sinn meines Lebens gefunden. Beide Welten haben mir das Gefühl vermittelt, an etwas Größerem mitzuarbeiten.

Gewinn, aber auch Verzicht – mein bisheriges Leben war geprägt von beidem. Nun, nach vier Jahrzehnten als Firmenchef heißt es für mich, loszulassen und neue Herausforderungen anzunehmen, die ihren ganz eigenen Reiz haben.

Mein Gottvertrauen, das mit den Jahren immer stärker wurde, sagt mir, dass alles gut und keinesfalls langweilig werden wird.

Ich würde mich freuen, wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, aus meinen Erlebnissen Mut für Ihren eigenen Weg schöpfen.

Prolog

Das Freizeichen tutet unangenehm laut durch mein rechtes Ohr. Es hört sich an wie die Trompeten von Jericho. Die könnte ich jetzt brauchen, um die Mauern zum Einsturz zu bringen, die mich, meine Mitarbeitenden und meinen Betrieb ausgrenzen.

Allerdings – so ganz unschuldig bin ich nun auch wieder nicht an dieser Situation. Hatten wir es uns nicht gemütlich gemacht in unserer Nische? Haben wir nicht den Vorteil genossen, dass uns die großen Holzverarbeitungsbetriebe, die Schlachtschiffe der Branche, in Ruhe gelassen haben, uns, die kleine Schreinerei irgendwo in Mittelhessen? Man nahm uns, das unbedeutende Start-up-Unternehmen, nicht wirklich ernst. So waren wir heimlich, still und leise Schritt für Schritt die Erfolgsleiter hochgeklettert.

Und jetzt das.

Sie haben uns nicht eingeladen.

Hat man uns übersehen, dort in unserer Nische, oder nimmt man uns einfach nicht ernst?

Egal, was der Grund sein mag, ich kann das so nicht hinnehmen. Die global agierende Firma DuPont hat alle großen Corian-Verarbeiter Europas zu einem internationalen Treffen in die Weltstadt Genf eingeladen. Nur uns, die Partner der ersten Stunde, die Firma, die die Schulung für alle deutschen Mitbewerber übernommen hat, lässt man außen vor?

Meine Hände, die den Telefonhörer umklammern, beginnen zu schwitzen. Immerhin setze ich ganz weit oben an. Es ist die Nummer des CEO für Europa, die ich gewählt habe. Paul McDowell, der leitende Verantwortliche für Kommunikation des Global Players DuPont, sitzt in Genf. Das bedeutet, ich werde mich

gleich drei großen Herausforderungen stellen müssen: Es handelt sich um eine ziemlich pikante Angelegenheit, ich habe es mit einem ziemlich hohen Tier zu tun und ich spreche ziemlich schlecht Englisch. War es nicht schwierig genug, meinen alemanischen Dialekt zu dämpfen, muss es jetzt auch noch Englisch sein?

Ich atme tief durch. Es hilft alles nichts, ich werde ihm auf den Kopf zusagen, dass er uns vergessen hat. Und ich werde von ihm verlangen, dass er diesen Fehler korrigiert. Definitiv.

Oder bin ich doch nur ein 28-jähriger Anfänger aus einem kleinen Dorf in Mittelhessen? Andererseits haben wir schon ein ordentliches Einkaufsvolumen bei DuPont erreicht. Nein! Die müssen uns ernst nehmen! Wir wollen genauso behandelt werden wie unsere Marktbegleiter.

Instinktiv merke ich: Wenn ich hier Erfolg habe, wenn ich mich durchsetze, dann ist noch viel mehr möglich, dann könnte aus meiner kleinen Schreinerei noch etwas richtig Großes werden. Schließlich hat mich mein bisheriger Lebensweg eins gelehrt: Ich vermag alles durch den, der mir die Kraft gibt.

Es klickt in der Leitung. »McDowell.«

Ein Stoßgebet und es geht los.

1957-1975

Der Schreiner

»Do chunnt d'Schriner!«

Zugegeben, das war eine etwas ungewöhnliche Begrüßung für einen dreijährigen Dreikäsehoch, der mit seiner ledernen Brotzeittasche um den Hals den Kindergarten betrat.

Und doch – das, was sich da meine Spielkameraden auf Alemannisch zuriefen, umriss tatsächlich in einem Wort das Programm für mein Leben.

Denn Schreiner – oder norddeutsch Tischler – waren schon mein Opa, mein Vater und mein Onkel. Es bestand also kein Zweifel, dass auch ich eines Tages zum Hobel greifen und denselben Beruf ausüben würde wie die meisten Männer meiner Familie. Da biss die Maus keinen Faden ab, auch nicht mein Opa mütterlicherseits, der ein selbstständiger Maurermeister mit sechs Mitarbeitern war und im Nebenerwerb Landwirtschaft betrieb. Er ließ mich regelmäßig schätzen, wer meiner Meinung nach wohl mehr verdiente: »Ein Baumeister oder ein Holzwurm?«

Doch auch er warf mich nicht aus der Bahn.

Unser idyllisches Dorf Tannenkirch mit dem Ortsteil Gupf, in dem ich aufwuchs, liegt malerisch eingebettet in den Hügeln des Markgräfler Lands, zwischen Schwarzwald und Rhein, zwischen Reben und Tannen. Die wärmste Region Deutschlands, das Dreiländereck zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz, bildet das grüne Herz Europas. Die Grenzen, die heute offen sind, hatten schon zu meinen Kinderzeiten Anfang der 60er-Jah-

re ihre trennende Funktion verloren. Trotzdem stellte ein Ausflug ins schöne Elsass oder in die Schweizer Berge für meinen Vater ein Abenteuer dar, das man tunlichst vermied. Und so ging unser Aktionsradius kaum über Lörrach, Müllheim oder Kandern hinaus. Ein Ausflug nach Freiburg, das 45 Kilometer weit in nördlicher Richtung lag, hatte schon was von einer Weltreise. Diese aufregende Expedition in die südlichste Großstadt Deutschlands genossen wir drei Kinder – meine beiden Schwestern Christa und Astrid und ich – besonders, weil das für uns ein besonderes Ereignis war.

Ja, mein Vater war ein vorsichtiger Mensch. Er hatte die Schreinerei von seinem Vater übernommen und seinen Bruder ausbezahlt. Umsichtig und fleißig, wie er war, führte er den Betrieb sein Leben lang erfolgreich durch gute und weniger gute Zeiten.

Zu seinem planvollen Handeln gehörte auch, dass er mich, seinen Nachfolger in spe, schon früh mit in die Werkstatt nahm – so früh, dass es noch reichte, den Zollstock zweimal aufzuklappen, um meine Größe festzustellen. Manchmal schaute ich ihm einfach nur zu, manchmal durfte ich ihm auch in allen Arbeitsschritten zur Hand gehen, von der Vorbereitung bis zur Umsetzung der Projekte. Diese Stunden an seiner Seite haben mich tief geprägt. Ein besonderes Highlight waren für mich die Auswärtstermine. Wenn es mit dem Maßband in der Hand durch die Stuben unserer Kunden ging, fiel das Addieren und Dividieren gar nicht mehr so schwer. Jedenfalls leichter als mit dem Füllfederhalter in der Hand vor einem kleinkarierten Blatt in einer grauen Studierstube. Fast automatisch begann ich, unsere Arbeit durch die Brille eines selbstständigen Unternehmers zu betrachten. Ideen zu entwickeln und sie dann in greifbare Ergebnisse umzusetzen, vermittelte mir ein Gefühl tiefer Befriedigung.

Da konnte die Schule natürlich nicht mithalten. Dementsprechend setzte ich auch meine Prioritäten. Hausaufgaben fielen da nicht unbedingt drunter. Wie auch? Entweder verbrachte ich meine Nachmittage bei meinem Vater in der Schreinerei oder der

Karlfrieder aus der Nachbarschaft klopfte an unsere Tür. Mit ihm zusammen bildete ich ein hochproduktives Architekten- und Bauteam. Jede freie Minute nutzten wir, um Baumhaus auf Baumhaus, Hütte auf Hütte hochzuziehen. Kaum war mein Vater aus dem Haus, hatte ich unbegrenzt Zugriff auf Holzplanken, Werkzeuge und Nägel aller Art. An Projekten herrschte kein Mangel. Und wenn ein Bauwerk fertig war, wurde schon umgebaut, angebaut oder abgerissen und weitaus prächtiger neu konstruiert. Uns packte manchmal ein regelrechter Baurausch. Da konnte es schon mal passieren, dass meine beiden Interessensgebiete kollidierten und ich in der Schreinerei helfen musste, obwohl es so gar nicht in meinen »Terminplan« passte. Betroffen davon war nicht nur meine rege Bautätigkeit, das Nachsehen hatten auch die anderen Spezis, die ihre freie Zeit auf dem Fußballplatz verbrachten. Doch es half alles nichts, der Familienbetrieb hatte Vorrang und meine Arbeitskraft war gefragt.

Musste ein Auftrag termingerecht fertiggestellt werden, packte zuweilen auch meine Mutter mit an. Ansonsten erledigte sie die Büroarbeit. Sie arbeitete sich so intensiv in die Aufgaben einer Buchhalterin ein, dass sie schon bald die Unterlagen für unseren Steuerberater in Lörrach vorbereiten konnte. Nebenher kümmerte sie sich um ihre drei Kinder, das Haus und den Garten, in dem sie Gemüse und Beeren anbaute. Während im Betrieb mein Vater das Sagen hatte, regierte sie Haus und Hof – und das tatkräftig und energisch. Nicht selten klingelte beim Mittagessen das Telefon. Meistens waren es Kunden und meistens nahm meine Mutter den Anruf an. Mein Vater überließ ihr nur zu gerne den Vortritt, weil ihm das mehr Zeit zum Überlegen verschaffte. Unsere Mutter war ihm in allen Dingen eine nahezu perfekte Partnerin, eine Unternehmerfrau, wie sie im Buche steht.

Und für mich hielten sich unter dem Strich Arbeit und Freizeit, Pflicht und Freiheit die Waage, sodass ich heute dankbar und gerne an die Jahre meiner Kindheit zurückdenken kann.

Schreiner – mein Berufsziel stand fest und mein Weg dorthin war vorgezeichnet. Ich machte mit fünfzehn Jahren den Hauptschulabschluss, besuchte dann ein Jahr lang die Holzfachschule in Schopfheim und begann schließlich meine Ausbildung zum Schreiner in Mühlheim/Baden. Mein Lehrherr, Herr Fünfgeld, begrüßte mich an meinem ersten Arbeitstag mit den Worten: »Helmut, ich kenne deinen Vater. Der ist ein guter Schreiner. Ich denke, damit dürfte klar sein, was ich von dir erwarte. Erweise dich als seiner würdig und schließe deine Lehre als Innungsbesten ab.« Das war eine deutliche Ansage. Der Erwartungshorizont, in dem ich mich bewegte, war jedenfalls klar abgesteckt. Doch Herr Fünfgeld forderte mich nicht nur heraus, er sorgte auch dafür, dass ich eine Menge lernte. Schon nach wenigen Wochen warf er mich ins kalte Wasser.

Ich durfte bei konkreten Projekten Hand anlegen, selbstständig Türen, Fenster und einen Einbauschränk bauen. Und er stellte mich seinem besten Gesellen zur Seite – dem Eugénio aus Portugal. Auch wenn der sich eher wortkarg gab – ein Satz war ihm wichtig und den schärfte er mir von Anfang an ein: »Du musst mit den Augen stehlen.« Damit meinte er, ich solle ihm aufmerksam zusehen und alles, was zum Erfolg führt, kopieren. Getreu diesem Motto verfolgte ich also jeden seiner Handgriffe und Arbeitsschritte. Bevor er loslegte, dachte er gründlich nach, dann machte er einen Plan und daraufhin ging er ans Werk. Ich habe unwahrscheinlich viel von ihm gelernt.

Irgendwann brach das dritte Lehrjahr an und ich musste mir überlegen, wie mein Gesellenstück aussehen sollte. Mit dieser Arbeitsprobe stellt ein Lehrling sein handwerkliches Können unter Beweis. Er fertigt es in seinem Lehrbetrieb über einen Zeitraum von drei Wochen an und zeigt damit, dass er in der Lage ist, Anforderungen unterschiedlicher Schwierigkeitsgrade zu erfüllen. In die Note fließen sowohl Design als auch handwerkliche Ausführung ein.

Ich entschied mich für ein Dielenschränkchen aus Eiche. Der Korpus bestand aus Eichenfurnier mit umlaufender Maserung, für die Türen verwendete ich Massivholz. Einen besonderen Glanzpunkt aber wollte ich mit der Gestaltung der Front setzen. Ich plante, sie durch achtzehn Holzquadrate zu gliedern, die alle eine schalenförmige Vertiefung aufweisen sollten. Ein ehrgeiziges Unterfangen für einen Lehrling, doch die Herausforderung reizte mich, die Arbeit machte mir Spaß und letzten Endes war ich es auch meiner Familienehre schuldig.

Herr Fünfgeld verfügte über ein spezielles Kreissägeblatt, mit dem man flache Trichter in ein hölzernes Werkstück einfräsen kann. Man fährt das Sägeblatt so hoch, dass es über dem Tisch frei rotiert, montiert daneben eine Holzplatte, die man mit mehr oder weniger starkem Druck über dem Sägeblatt dreht, bis sich eine gleichmäßig geformte Kuhle gebildet hat. Ein Verfahren, das großes Fingerspitzengefühl erfordert. Mein Herz klopfte bis zum Hals, als ich die Maschine anwarf. Millimeter für Millimeter drang das Sägeblatt in das Holz ein. Achtzehnmal. Beim ersten Durchgang zitterten mir noch die Hände vor Anspannung, doch mit jedem Quadrat gewann ich an Sicherheit. Nach einer gefühlten Ewigkeit hielt ich mehrere gleichmäßig geformte Werkstücke in meinen Händen, die zusammen die Türfüllung ergaben.

Immer wieder musste ich die Frage beantworten: »Wie hast du das denn gemacht?« Ich spürte, wie eine bis dahin kaum gekannte, tiefe Zufriedenheit die Aufregung und die Angst vor dem Scheitern verdrängte. Konnte es etwas Besseres im Leben geben?

Mein Gesellenstück wurde mit der Bestnote bewertet. Als Innungsbester durfte ich am Kammerwettbewerb in Freiburg teilnehmen, wo die Juroren meinen Dielenschrank auf Platz eins setzten. Ich erhielt eine besondere Prämie in Form eines Gutscheins, der mir ein spezielles Förderprogramm im Vorlauf der Meisterprüfung zusicherte. Als mein Möbelstück bei einer Leistungsschau des Landesfachverbandes Baden-Württemberg auch noch den zweiten Platz belegte, waren alle stolz – Herr Fünfgeld,

meine Eltern und ich, hatte ich doch mein Gesellenstück genau so umgesetzt, wie ich es mir vorgestellt hatte.

* * *

Es war für meine Familie selbstverständlich, dass man zu den großen Kirchenfesten im Jahreskreis am Gottesdienst teilnahm. An allen weiteren Sonntagen im Jahr sah uns die evangelische Kirche von Tannenkirch eher unregelmäßig. Wenn es aber mal wieder so weit war, hatte ich als Kind im Schlepptau meiner Eltern in der Kirche zu erscheinen. Meine Begeisterung darüber hielt sich allerdings in Grenzen. Lediglich die Geschichte von Noah fesselte mich. Allerdings bog ich in Gedanken schon beim Bau der Arche ab und während der Pfarrer die Flut schilderte, kalkulierte ich durch, wie viel Bretter, Balken und Nägel wohl zum Einsatz gekommen waren.

Das änderte sich mit der Konfirmation. Mein Jahrgang ließ sich fast geschlossen konfirmieren. Einen großen Anteil an diesem Erfolg hatte unser Dorfgeistlicher, Herr Pfarrer Widder. Er war ein inspirierender Mann, der es schaffte, mein Interesse über Fragen des biblischen Schreinerwesens hinaus auf die großen Fragen des Glaubens zu lenken. Und das so nachhaltig, dass ich nach der Konfirmation den Jugendkreis besuchte, den er ins Leben gerufen hatte. Wir trafen uns einmal wöchentlich, um in der Bibel zu lesen und uns über die zentralen Fragen des Glaubens auszutauschen.

Doch Pfarrer Widder stellte mehr als nur diese Weiche in meinem Leben. Er weitete meinen Gesichtskreis, indem er als besonderes Highlight in der Jugendarbeit Freizeiten durchführte. Zum Beispiel fuhrten wir in die Schweiz, wo wir eine Woche in einem Freizeitheim bei Basel verbrachten. Dann ging es nach Hessen zur Jesus-Bruderschaft, in eine Lebensgemeinschaft, die sowohl ledige Männer und Frauen als auch Familien umfasst. Seit dem Ende der 60er-Jahre füllt diese Kommunität ein altes

Zisterzienserinnenkloster mit neuem Leben, das in dem kleinen Dorf Gnadenthal bei Bad Camberg liegt. Ein Ort, der in meinem Leben noch eine sehr wichtige Rolle spielen sollte.

Im Jugendkreis schloss ich Freundschaft mit Reinhold, einem Jungen, der ein Jahr älter war als ich und auch in Tannenkirch wohnte. Eine Zeit lang waren wir unzertrennlich. Fast jedes Wochenende schwangen wir uns auf unsere Mofas, die wir uns von unserem schmalen Lehrlingslohn abgespart hatten, und knaterten kreuz und quer durch den Schwarzwald. Vom Markgräfler Land stießen wir durch das idyllische Südbaden bis an den Nordrand des Schwarzwalds vor. Mit jeder Expedition erweiterte sich mein Horizont und mit jeder Tour wuchs meine Neugier auf die große, weite Welt. Lag es daran, dass sich das Ende meiner Ausbildung mit Siebenmeilenstiefeln näherte? Jedenfalls beschäftigten wir uns von Tag zu Tag intensiver mit dem Spinnen von Zukunftsplänen. Unternehmungslustig wie wir beide waren, überlegten wir, wie wir wohl am weitesten rumkommen könnten. Bald war klar, dass unsere Zukunft nur auf den Weltmeeren liegen konnte, und wir beschlossen, zur Marine zu gehen.

Doch daraus wurde nichts. Und das kam so: In unseren Jugendkreis ging unter anderem ein Mädchen, deren Eltern im Nachbardorf eine große Landwirtschaft unterhielten. Anfangs sahen wir es noch als Ehrensache an, ihren Eltern auf dem Hof zur Hand zu gehen. Außerdem genoss ich das Gefühl, nach getaner, schweißtreibender Arbeit mit roten Backen an dem großen Tisch in der Bauernstube zu sitzen und meinen Bärenhunger stillen zu können. Mit der Zeit aber kam noch ein anderes Gefühl dazu, denn – wir verbrachten viel Zeit auf dem Bauernhof. Und mit dem Mädchen. So kam es, wie es kommen musste. Ich verliebte mich unsterblich in die Tochter des Hauses. Doch nicht nur ich. Auch mein bester Freund hatte Feuer gefangen. Was nun? Würde sie sich für einen von uns entscheiden und, wenn ja, für wen? Wochenlang verfolgte ich mit klopfendem Herzen jede Geste dieses Mädchens, versuchte, seine Blicke zu deuten, legte jedes Wort

auf die Goldwaage. Doch egal wie sehr mich das Ganze umtrieb, irgendwann musste auch ich einsehen, dass sie deutlich mehr Interesse an meinem Freund zeigte. Damit war klar – sie hatte sich für ihn entschieden. Ein herber Schlag für mich! Der Schmerz saß tief. So tief, dass ich nur noch eins wollte: raus aus dieser Situation. Abstand gewinnen. Nichts wie weg!

1975

Israel

Man kann es kaum Zufall nennen, dass der Jugendkreis bald darauf zu einer weiteren Freizeit nach Gnadenthal aufbrach. Vor unserem Aufbruch war ich hin- und hergerissen. Einerseits trieb mich die Frage um, wie ich damit zurechtkäme, wenn die frisch Verliebten teilnähmen, andererseits war ich froh über die Aussicht, den Kummer, der mir auf der Seele lag, einem Seelsorger anvertrauen zu können.

Es waren bereits ein paar Tage vergangen, als sich mir endlich die Gelegenheit bot, einen der Brüder ins Vertrauen zu ziehen. Johannes, ein Schweizer, hörte sich meine Geschichte an und stellte mir dann eine Frage, die eine wichtige Weiche in meinem Leben stellen sollte.

»Wie wäre es, wenn du einfach mal ein Vierteljahr nach Israel gehst?«

Ich sah ihn verdutzt an. Israel? Eigentlich weit genug weg, um Abstand zu gewinnen. Aber wie sollte das funktionieren? Mein Gegenüber schien meine Gedanken erraten zu haben.

»Zwischen Tel Aviv und Jerusalem liegt die ehemalige Kreuzfahrerburg Latrun. Dort leben und arbeiten Gnadenthaler Brüder. Du hättest die Möglichkeit, eine Zeit lang dort mitzuleben und Land und Leute kennenzulernen. Wäre das was für dich?«

Ich war begeistert. Genau das schwebte mir doch vor. Einen Tapetenwechsel machen, auf andere Gedanken kommen, die große, weite Welt entdecken ... Ich sagte zu.

So kam es, dass ich bald nach meiner Gesellenprüfung nach

Israel aufbrach. Ich war gerade achtzehn Jahre alt geworden, als ich meinem geliebten Tannenkirch den Rücken zukehrte und in Richtung Frankfurter Flughafen aufbrach.

Wenn ich heute zurückblicke, wird mir klar, dass ich mit dieser Reise den ersten Schritt auf einem Weg tat, der mich endgültig wegführte aus meinem Elternhaus, meiner Heimat und meiner Verantwortung für den väterlichen Betrieb. Dabei wog diese Verantwortung schwer. Zentnerschwer. Vor allem, weil mein Vater in der felsenfesten Überzeugung, dass ich einmal als frischgebackener Geselle ins Geschäft einsteige, die Schreinerei erweitert und modernisiert hatte. Allein diese Investitionen stellten eine erhebliche Verpflichtung dar.

Dementsprechend intensiv drangen meine Eltern am Tag der Abreise auf mich ein. Zwar war jede große Reise für sie, die ihr Leben ganz den Erfordernissen des eigenen Betriebes unterworfen hatten, irgendetwas zwischen halsbrecherisch und mondän, doch ihre Sorgen hatten tiefere Gründe. Die Abschiedsworte meiner Mutter klangen irgendwie ängstlich, fast flehentlich. Sie nahm mein Gesicht in beide Hände und sah mir tief in die Augen.

»Also, auch wenn du jetzt so weit weggehst – du kommst ja wieder, gell Bub? Du weißt, du musst den Betrieb vom Vater übernehmen. Wir verlassen uns auf dich, hörst?«

Na klar, dachte ich mir, in drei bis vier Monaten bin ich wieder da. Keine Frage, ich habe es doch fest versprochen. Alles läuft wie geplant.

Und wie meinte Pfarrer Widder, als sie ihm von dem mulmigen Gefühl erzählten, die meine Reise bei ihnen auslöste? »Macht euch doch keine Gedanken, der Helmut kommt wieder.«

Mit dieser Perspektive bestieg ich in Frankfurt das Flugzeug der EL AL.

* * *

Latrun liegt etwa fünfzehn Kilometer westlich von Jerusalem. Auf einer Anhöhe finden sich die steinernen Reste der Kreuzfahrerburg »Le toron des chevaliers«, am Hang darunter liegt das Trappistenkloster »Abbaye Notre-Dame des Douleurs«. Zwei Jahre vor meiner Reise waren die ersten Gnadenthaler Brüder auf Einladung des Trappistenabtes auf das Gelände gezogen und hatten begonnen, den Streifen oberhalb der Abtei in einen blühenden Garten zu verwandeln, in einen Ort, der zu Einkehr, Stille und Begegnung einlädt.

Als ich dort eintraf, war gerade ein Baustopp verhängt worden. Ausgerechnet. Eigentlich hatte ich mich darauf gefreut, mein frisch erworbenes handwerkliches Können unter Beweis zu stellen. Andererseits gewann ich dadurch Zeit für mich selbst. Die Brüder waren sehr freundlich zu mir. Sie machten mir Mut, das Heilige Land und seine Geschichte zu entdecken, eine andere Kultur kennenzulernen, interessanten Menschen zu begegnen.

Bald fühlte ich mich wie in einem Film – von Gupf nach Galiläa.

Mein Aufenthalt in Israel wurde zu einem Riesenerlebnis für mich: auf dem Tempelberg in Jerusalem oberhalb der Klagemauer zu stehen und sich vorzustellen, wer über diese Steine schon gegangen war; das Zentrum der drei Weltreligionen zu erleben; den Ort zu sehen, an dem Jesus am Kreuz gestorben war; die Grabeskirche in der Altstadt von Jerusalem zu betreten; und nicht zuletzt in das farbenfrohe Gewimmel des Basars einzutauchen, die Gewürze zu riechen und vom köstlichen Shish Kebab zu kosten. Besonders Falafel, die kleinen frittierten Bratlinge aus zerkleinerten Kichererbsen und Kräutern, hatten es mir angetan. Auch die Leute, denen ich begegnete, beeindruckten mich. Da waren die Chassidim in ihren schwarzen Mänteln, mit den Schläfenlocken und dem »Strejml«, der breiten Pelzmütze. Ihnen begegnete ich in Mea Shearim, dem orthodoxen Viertel von Jerusalem. Oder die arabischen Männer, die zu ihrem langen Kaftan die Keffiyeh, das schwarz-weiß gemusterte Kopftuch trugen. Und

dann die bunte Schar von Christen aus aller Herren Länder. All diese Menschen, all das Neue, all diese Eindrücke faszinierten mich, alles war so ungewohnt und aufregend, dass es in mir den Wunsch nach mehr weckte. Plötzlich ahnte ich, dass das Leben mehr für mich bereithalten könnte als eine beschauliche Existenz in einer kleinen Schreinerwerkstatt in Gupf.

Umso ernüchterter war ich, als Winton, ein junger Neuseeländer, in Latrun einzog und ich merkte, dass mir ein wichtiges Rüstzeug für ambitioniertere Lebensentwürfe fehlte. Und zwar Englisch. Ich beherrschte keine Fremdsprache. Zu dumm. Ausgerechnet jetzt, wo meine Neugier auf die weite Welt hinter dem Horizont geweckt war, lief mir ein Mensch von der anderen Seite des Erdballs über den Weg – und ich verstand ihn nicht. Winton sprach ausschließlich Englisch. Dabei hätte ich ihn so gern mit Fragen gelöchert. Über Neuseeland. Über das Leben am Meer. Über seinen Beruf. Und hätte ich damals schon gewusst, dass das die Heimat der Hobbits war, hätte ich ihn mit Sicherheit auch darüber ausgequetscht. Doch schon das wenige, was ich verstand, beeindruckte mich so sehr, dass ich mir vornahm, dieses beeindruckende Land voll spektakulärer Naturschönheiten eines Tages zu besuchen.

Obwohl ich bis heute schon viel herumgekommen bin in der Welt – dieser Wunsch hat sich noch nicht erfüllt. Ich hege aber die stille Hoffnung, dass er endlich einmal in Erfüllung geht, vielleicht nach meinem Rückzug aus dem Berufsleben.

Und was meine Reise nach Latrun betrifft – sie stellte für mich einen ersten wichtigen Wendepunkt in meinem Leben dar.

Ich begann, selbstständig zu werden.

* * *

Diese Selbstständigkeit wurde konkret in zwei Entscheidungen, die ich noch in Israel fälltte: Da war zum einen mein Entschluss, den Wehrdienst zu verweigern. Zum anderen fasste ich den Plan,

vor meinem endgültigen Einstieg in die väterliche Firma einige Monate fern von zu Hause zu verbringen. Was lag da näher, als den Zivildienst in Gnadenthal abzuleisten? Immerhin sind es von dort bis nach Gupf fast 350 Kilometer.

Dass meine Wahl auf die Jesus-Bruderschaft fiel, hatte aber auch noch einen anderen Grund. Ich interessierte mich für das Leben, das die Brüder führten. Die Art und Weise, wie sie ihren Glauben in die Tat umsetzten, faszinierte mich seit dem Tag, an dem ich das erste Mal im Rahmen der Jugendkreis-Freizeit die Kapelle im Brüderhaus betreten hatte. Was lag also näher, als die Möglichkeit wahrzunehmen und ein Jahr lang ihren Alltag zu teilen?

Eine Hürde gab es aber noch zu überwinden. Um die Zulassung zum Zivildienst zu bekommen, musste man sich damals einer eindringlichen Gewissensprüfung unterziehen. Man hatte sich einem Prüfungsausschuss zu stellen, der jedem Antragssteller intensiv auf den Zahn fühlte. Natürlich bereitete ich mich so gut wie möglich auf diesen Test vor und wurde in meinem Bemühen durch einen speziell geschulten Mitarbeiter der Kirche unterstützt. Dennoch war mir reichlich unbehaglich zumute, als ich am Tag X in Lörrach vor jene drei Männer treten musste, die über meinen Antrag zu entscheiden hatten.

Es muss wohl an meiner etwas ungewöhnlichen Argumentation gelegen haben, dass die Herren mich ziemlich verdutzt ansahen, bevor sie sich zur Entscheidungsfindung zurückzogen. Immerhin hatte ich als zentrale Begründung den Wunsch geäußert, etwas Sinnvolleres als den Dienst an der Waffe zu tun. Etwas Sinnvolleres ... Vielleicht war diese meine Logik derartig entwaffnend, dass sie die Juroren von meiner besonderen Eignung für den Ersatzdienst überzeugte. Jedenfalls konnte sich der Vorsitzende ein Schmunzeln nicht verkneifen, als die Prüfer nach eingehender Beratung wieder ihre Plätze einnahmen.

»Mein lieber Herr Roßkopf. Hm.«

Pause.

»Was Sie hier als Grund anführen, reicht eigentlich nicht aus, um Sie vom Barras freizustellen. Aber – Sie waren ehrlich. Ungewöhnlich ehrlich. Und darum stimmen wir Ihrem Antrag zu.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Nun stand meinem Jahr in Gnadenthal nichts mehr im Wege. Ich konnte mein Glück kaum fassen.

Ganz anders meine Eltern. Kaum hatte ihr Bangen um meine Rückkehr aus dem Heiligen Land ein Ende gefunden, schon gab es neuen Grund zur Sorge. Wieder sahen sie das Lebenswerk meines Vaters bedroht, die Schreinerei am Ende. Und wieder drangen sie in mich. »Oh Junge. Wenn du das machst, kommst du nicht zurück.«

Ich versicherte ihnen besten Wissens und Gewissens, dass ich nach dem Zivildienst zurückkommen und die Firma übernehmen würde. Jedenfalls war das mein fester Wille. Damals.

1977

Bruderschaft live

Ich war gerade zwanzig Jahre alt geworden, als ich im September des Jahres 1977 meinen Zivildienst in Mittelhessen antrat. Das Zimmer teilte ich mir mit neun jungen Männern. Einige von ihnen waren Zivis, andere besuchten die einjährige Lebensschule. Ob Zivi oder Lebensschüler – wir alle wohnten im Brüderhaus und arbeiteten in den verschiedenen Arbeitszweigen der Bruderschaft. Unterbrochen wurde diese Tätigkeit durch den täglichen Unterricht, in dem uns ein Bruder einen Einblick in die Spiritualität der Kommunitäten und in die Kirchengeschichte gab. Für den einen oder anderen unter meinen jungen »Kollegen« stellte die Disziplin, mit der die Brüder ihren Tagesablauf ordneten, eine Herausforderung dar. Da waren die Tageszeitgebete, zu denen man sich um 9 Uhr, um 12 Uhr, um 15 Uhr und um 18 Uhr in der Kapelle traf. Es gab das Abendgebet, Komplet genannt, das um 21 Uhr den Tag beschloss, und das gemeinsame Psalmsingen am Sonntagabend. Ein weiterer wichtiger Termin war die Sonntagsbegrüßung am Samstagabend, die den Sonntag feierlich einläutete. Nicht zu vergessen sei der Frühsport, zu dem man sich frühmorgens um 6 Uhr bei Wind und Wetter vor dem Brüderhaus einfand. All das verlieh dem Leben in Gnadenthal einen festen Rhythmus. Auch wenn die besagten Mitlebenden in diesen Strukturen anfangs etwas Einengendes sahen, so lernten sie sie doch im Lauf der Zeit zu schätzen. Fixpunkte dieser Art unterbrachen den Alltagstrott oder den Arbeitsstress – je nachdem, wie man es empfand – und gaben dem Teilnehmer die Möglich-

keit, durchzuatmen und sich neu auszurichten. Jedenfalls hatte ich mich schnell an den Tagesablauf gewöhnt.

Was meine Geduld weit mehr strapazierte, war der Umstand, dass ich anfangs immer wieder verständnislose Blicke erntete, wenn ich das Wort an meine Zimmergenossen richtete. Schnell war klar, dass ich nicht in einen Haufen begriffsstutziger Jugendlicher geraten war, es lag vielmehr an meinem ausgeprägten alemannischen Dialekt, der dem Schwyzerdütsch sehr ähnlich ist. Wollte ich also von den Brüdern verstanden werden, die aus allen Regionen Deutschlands kamen, musste ich so schnell wie möglich mein Hochdeutsch aufpolieren. Mit anderen Worten – aus dem »Chuchichäschtli« sollte baldmöglichst ein »Küchenschrank« werden. Und es gelang mir. Langsam zwar, aber Monat für Monat besser. Mittlerweile kommt es übrigens recht selten vor, dass man mich auf meinen Dialekt anspricht.

Zwar klappte es im Lauf der Zeit immer besser mit der Verständigung, doch zur Plaudertasche wurde ich deshalb noch lange nicht. Im Gegenteil. Hatten wir Zivis und Lebensschüler unser Tagwerk geschafft, trafen wir uns zum Abendessen in unserer Stube. Häufig entspannen sich bei dieser Gelegenheit intensive Gespräche. An Themen herrschte kein Mangel. Manchmal wurde es so intensiv, dass die Argumente nur so hin und her flogen und die Diskutierenden sich die Köpfe heißredeten. Ich aber saß schweigend mittendrin und machte mir so meine Gedanken. Das fiel natürlich auf und ich musste nicht lange warten, da kamen schon die entsprechenden Fragen.

»Mensch Helmut, was ist los mit dir? Wir sind hier doch nicht in einem Schweigeorden. Hast du ein Problem?«

Natürlich war dem nicht so. Ich hörte einfach nur gern zu und nahm mir Zeit, die Erkenntnisse sacken zu lassen. Außerdem war ich etwas befangen angesichts der wortgewaltigen Ausführungen meiner Mitbewohner, die in der Mehrzahl als frischgebackene Abiturienten angereist waren, und hielt mit meiner Meinung lieber hinter dem Berg. Wenn ich diese Geschichte heute erzäh-

le, dann wundern sich alle. Denn wer mich heute kennenlernt, glaubt mir nicht, dass ich einmal so schüchtern war.

* * *

Doch in dieser Gnadenthaler Schule des Lebens wurde nicht nur der Geist geschult, sondern auch die praktische Arbeit, die am Nachmittag auf den theologischen Unterricht am Vormittag folgte. Wer Gnadenthal in den 70er- und 80er-Jahren erlebt hat, weiß, dass an Bauprojekten kein Mangel herrschte. Das Gebäude, an dem bei meinem Eintreffen gerade gearbeitet wurde, war das neue Wohnhaus der Schwestern. Mein Herz machte einen Sprung, als ich den Weg zum Brüderhaus hinaufging und unweit davon die Gerüste, die Schalbretter und die Paletten mit Ziegelsteinen erblickte: eine Baustelle! Genau das Richtige für mich. Das war das Umfeld, das mich interessierte und in dem ich mich auskannte. Von Anfang an war ich mit Leib und Seele dabei: Beim Unterricht am Vormittag setzte ich mich so, dass ich die Baustelle im Blick hatte und mitverfolgen konnte, wie es dort voranging.

Um das Projekt voranzutreiben, planten die Verantwortlichen, Bauwochen einzurichten. Man fand auch rasch genügend freiwillige Helfer, allerdings durchweg Laienhandwerker. Was fehlte, war ein Bauleiter, ein Fachmann, der die meist jugendlichen Hilfskräfte bei den Holzarbeiten und im Innenausbau anleiten konnte. Nun schlug meine Stunde. Ich bewarb mich auf dem kurzen Dienstweg um diese »Stelle«, wurde angenommen und machte mich mit Feuereifer an die Arbeit. Schnell wurde klar, dass mich diese Aufgabe ganztags fordern würde und an eine weitere Teilnahme am theologischen Unterricht nicht mehr zu denken war. Damals konnte ich diesen Verlust gut verschmerzen. Später, als ich den Stoff nachholte, merkte ich erst, was für spannende Geschichten mir seinerzeit entgangen waren.

Mein Lernfeld lag nun auf einer ganz anderen Ebene, sowohl auf der handwerklichen als auch auf der zwischenmenschlichen.

Da wir ein Haus für die Schwestern bauten, die bis dato im Dorf gelebt hatten, lernte ich zwangsläufig einige von ihnen kennen. Man könnte auch sagen, ich bekam es vor allem mit einer zu tun, denn Schwester Margit, die mit der Organisation betraut war, entpuppte sich als eine überaus resolute junge Frau. Sie wusste, wie man den Laden drum herum am Laufen hielt, während ich für die fachliche Umsetzung der Arbeiten zuständig war. Und so kam es, wie es kommen musste. Alles begann an einem Tag, an dem wir eine Decke mit Holz verschalen wollten. Ich teilte wie gewohnt die Arbeit ein und beschrieb Schwester Margit, die es gewohnt war, mit anzupacken, wie sie die Bretter anzubringen hatte. Da war ich bei ihr an der richtigen Adresse. Ihre Vorstellung davon, wie das zu bewerkstelligen sei, wick ziemlich weit von meiner ab. Wahrscheinlich fragte sie sich, wo man denn hinkäme, wenn man immer nur das macht, was ein Zivildienstleistender sagt. Doch der Wehrdienstverweigerer mutierte in diesem Ringen zum standhaften Zinnsoldaten – ich wick keinen Zentimeter zurück. Ein halber Arbeitstag war ins Land gegangen, als wir es endlich ausdiskutiert hatten. Schlussendlich wurde es nach meinen Vorgaben gemacht. Das damit verbundene Gezeter – »Dass mir das nicht noch einmal vorkommt, junger Mann!« – war zwar ein hoher Preis, den ich zahlen musste, doch als ich abends die fachgerecht ausgeführte Arbeit abnehmen konnte, war ich glücklich. Und auch ein bisschen stolz. Ich hatte mich zum ersten Mal in einer fachlichen Kontroverse gegen eine Autoritätsperson durchgesetzt. Paradoxerweise hat mich diese Episode auf längere Sicht mit Schwester Margit zusammengeschweißt. Wir wurden schließlich ein gutes Team.

Doch nicht nur zu Schwester Margit entwickelte ich einen guten Draht, im Lauf des Jahres gewann ich das Vertrauen aller Schwestern. Unter anderem deshalb, weil ich als eine Art Anwalt fungierte, der dem Architekten gegenüber ihre Interessen vertrat. Sie schickten mich vor, wenn sie anderer Meinung waren als er. Ich verdolmetschte ihm dann ihre Anliegen und alles wurde zu

ihrer Zufriedenheit umgesetzt. Die Kommunikation unter den Beteiligten funktionierte also bestens, doch der Zeitplan für das Bauvorhaben war viel zu eng gestrickt. Wollten wir die Termine einhalten, mussten wir wohl oder übel zweimal pro Woche eine Nachtschicht einlegen. Ein Kraftakt, der uns allen einiges abverlangte. Gut, dass es Schwester Birgitt gab. Immer, wenn die Kräfte nachließen, war sie mit einem großen Korb voll leckerem Essen unter dem Arm zur Stelle. Und so saßen wir im Sonnenschein oder im Licht der Baustrahler auf dem Gerüst und futterten – fünfzehn Schwestern und ich. Die meiste Zeit verbrachte ich unter ihnen und die Brüder hatten das Nachsehen.

So vergingen die Wochen und Monate meiner Zivildienstzeit und ich fand von Tag zu Tag mehr Gefallen am Leben in dieser Gemeinschaft, am Arbeiten, Beten und Feiern mit den Brüdern und Schwestern. Kein Wunder, dass mir irgendwann eine Frage durch den Kopf schwirrte – zunächst noch ganz zart –, die da lautete: »Könnte das nicht eine Lebensform sein, die dir gefällt?«

So schnell wie mir diese Eingebung zugeflogen war, so schnell wurde sie von mir verscheucht. Ausgeschlossen. Das ging nicht. Ich hatte eine Verpflichtung meinen Eltern gegenüber. Schließlich hing der Weiterbestand unserer Firma allein von mir ab. Ich müsste schon einen Vogel haben, wenn ich einen derartig fest vorgezeichneten Weg mutwillig verlassen wollte.

Nun – wenn es auch kein Vogel war, der mich beeinflusste, so war es doch ein Gedanke, die besagte Frage, die immer wiederkehrte und mein Denken immer stärker in Beschlag nahm. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte. Stand ich nicht bei meinen Leuten im Wort? Einerseits wollte ich unbedingt mein Versprechen einlösen, meiner Verpflichtung nachkommen. Andererseits spürte ich, dass das Leben für Gott, zu seiner Ehre und in seinem Dienst, sehr viel mehr für mich bereithielt als das Leben für einen kleinen Betrieb. In mir tobte bald ein heftiger Kampf. Hin- und hergerissen stellte ich sogar eine Zeit lang das Beten ein. Ich fand einfach keine Worte und mir fehlte das Vertrauen,

dass Gott es richtig führen würde. Wie ein Boot ohne Paddel, das auf einen Wasserfall zutreibt, steuerte ich auf das Ende des Zivildienstes zu. Dennoch, eine Entscheidung musste her – bleibe ich in Gnadenthal oder gehe ich zurück nach Gupf? Ich fand einfach kein Ja – weder für das eine noch das andere. Den Brüdern wollte ich mich nicht aus einer euphorischen Stimmung heraus anschließen, ins gemachte Nest wollte ich aber auch nicht zurückkehren, weil mir klar war, dass dieser Schritt ein endgültiger sein würde. Was tun?

1978–1979

Weichenstellungen

Dann kam der Tag, an dem Günter von seiner Tour durch die USA zurückkehrte. Günter war der Leiter der Bruderschaft und gehörte zu den Familien, dem dritten Zweig der Bruderschaft. Wie bei solchen Anlässen üblich, versammelten sich wenige Tage später die Mitglieder der Kommunität, um nach Feierabend seinem Reisebericht zu lauschen.

Was er erzählte, packte mich vom ersten Satz an. Ob er die unermesslichen Weiten oder die grenzenlose Freiheit schilderte, die das Leben in den Vereinigten Staaten prägt – wie ein Film lief das, was er erlebt hatte, vor meinem inneren Auge ab. Ganz besonders hellhörig wurde ich, als er über Woodcrest berichtete. In diesem Dorf unweit von New York errichtete die »Bruderhofgemeinschaft« im Jahr 1954 ihre erste Niederlassung in den USA. Gegründet wurde diese radikal pazifistisch ausgerichtete Gemeinschaft von deutschen Christen, die eine Antwort auf das materielle und geistige Elend geben wollten, das im Deutschen Reich nach dem Ersten Weltkrieg vielerorts herrschte. Von den Nationalsozialisten verfolgt, gingen sie zuerst nach Südamerika und zogen dann weiter in die Vereinigten Staaten. Ich spitze meine Ohren, als Günter auf das Handwerk zu sprechen kam, mit dem die Bruderhof-Leute ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie produzieren Holzspielzeug, verarbeiten also den Stoff, mit dem ich so vertraut war. Während Günters Besuch erschlossen sie sich gerade ein neues Betätigungsfeld, indem sie in die Produktion behindertengerechter Möbel einstiegen. Nicht erst, als ich das

hörte, war mir klar: Ich gehe in die USA. Ich wollte unbedingt das Land kennenlernen, das Protestanten und Katholiken, Baptisten, Methodisten, Lutheranern, Presbyterianern und Adventisten eine Heimat bot, das Glaubensgemeinschaften wie den Amisch, den Mennoniten oder den Bruderhofleuten erlaubte, ihren Glauben in aller Freiheit zu praktizieren. Auch die Jesus-Bruderschaft war mit einer Niederlassung in Plainfield vertreten. Drei Brüder lebten zu dieser Zeit im Staat New Jersey in einer Außenstelle der Kommunität. Hier bot sich mir eine perfekte Anlaufstelle, sie wollte ich zuallererst besuchen.

Beseelt von diesem Gedanken ging ich am nächsten Morgen auf die Baustelle. Als Schwester Margit zu uns stieß, erzählte ich ihr von meinem Plan. Postwendend erklärte sie mich für verrückt.

»Was willst du denn in Amerika? Du kennst doch da drüben keinen. Wie willst du dich denn verständigen mit den paar Brocken Englisch, die du sprichst? Das wird nix.«

Ein Jahr zuvor hätte ich nach einem solchen Kommentar noch die Fassung verloren, jetzt aber fühlte ich mich eher bestätigt: Die Außenstation der Brüder in Plainfield im Bundesstaat New Jersey war mein Ziel. Und danach würde ich das Land bereisen.

Wenige Tage später schrieb ich meinen Eltern einen Brief. Ich teilte ihnen mit, dass ich nach dem Ende des Zivildienstes nicht nach Hause käme, sondern im Frühjahr 1978 für ein Jahr in die USA gehen wolle. Die ersten Würfel waren gefallen.

* * *

Vier Monate später saß ich im Flugzeug von Frankfurt nach Newark. Bruder Elia, ein echter Amerikaner, holte mich vom Flughafen ab. Wir waren noch keinen Kilometer gefahren, als es geschah: All die grüblerischen Gedanken über meinen weiteren Weg, alle Zukunftssorgen, der Druck, sich entscheiden zu müssen, der auf mir lag und mit dem ich nicht umgehen konnte

– plötzlich fiel alles von mir ab. Von Minute zu Minute wurde es mir leichter ums Herz. Und dieses Gefühl, erlöst zu sein von einer schweren Last, ging auch nicht mehr weg. Die ganze Zeit von der Landung über die Dauer meines Aufenthaltes bis zum Tag meiner Rückreise spürte ich diese Befreiung fast körperlich. Kein Wunder, dass ich mich schon auf der Fahrt nach Plainfield meinem Gastgeber zuwandte und im Brustton der Überzeugung feststellte: »Mir ist jetzt alles klar. Ich werde Bruder.«

So begeistert wie ich war, störte es mich kaum, dass Bruder Elia eher cool blieb und schmunzelnd meinte: »Nun mach mal langsam. Das hat Zeit.«

* * *

Meine USA-Reise markierte einen entscheidenden Wendepunkt in meinem Leben. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten wurden entscheidende Weichen gestellt. Die Rahmenbedingungen dafür waren perfekt.

Schnell hatte ich einen guten Rhythmus gefunden. Die Vormittage waren für Renovierungsarbeiten reserviert, denn die Brüder wohnten in einem Holzhaus, das zwar sehr schön war, aber auch sehr alt. Ich kam wie gerufen; meine Erfahrungen im Umgang mit Hammer und Säge waren Gold wert. Es wurde abgerissen und wieder aufgebaut. Eine besondere Herausforderung stellte eine Wand dar, die mit Hunderten von Schindeln aus Zedernholz verkleidet war. Noch heute findet sich in meinem Werkzeugkasten ein Maßband, das die Länge in Inch wiedergibt.

Die Nachmittage begannen mit einem Dauerlauf durch die prächtigen Platanenalleen unseres wunderschönen Quartiers. Danach war Englisch büffeln angesagt. Nicht nur zu diesem Zweck hatten mir die Brüder eine »New King James«-Bibel in die Hand gedrückt. Ich hatte viel Zeit und Gelegenheit, um zu beten, nachzudenken und zu lernen. Das klappte gut, im Laufe meines

Berufslebens konnte ich immer wieder auf das zurückgreifen, was ich mir in diesen neun Monaten an Vokabeln und Grammatik angeeignet hatte.

Auch wenn es jede Menge zu tun gab und mir manchmal abends der Kopf rauchte, blieb mein Wunsch, Bruder zu werden, die ganze Zeit über ungebrochen. Nur hin und wieder huschte ein Schatten des Zweifels darüber hinweg. Unter anderem die Befürchtung, dass ich kaum den Mumm haben würde, das Ganze meinen Eltern beizubringen. Wie sollte ich das anstellen?

Nicht auf alle meiner Fragen fand ich gleich eine Antwort. Die wichtigste erhielt ich erst gegen Ende meines Aufenthalts, als mir die Brüder einen zweiwöchigen Urlaub gewährten. Sie empfahlen mir einen Trip nach Ann Arbor in Michigan, wo die »Servants of the Word« eine Niederlassung hatten. Diese internationale, ökumenische Bruderschaft lediger Männer war sechs Jahre zuvor gegründet worden. Sie beeindruckten mich zutiefst – ihre lebendige Gemeinschaft, die Begeisterung, mit der sie Nachfolge lebten, und ihre Ungebundenheit als Ledige, die sie nutzten, um ihrer Berufung nachzukommen.

Das war der Anstoß, den ich gebraucht hatte. Dort entschied ich mich, mein Leben dem Dienst an Gott und den Menschen zu widmen. Als Bruder, der sein Leben fortan nach den »drei evangelischen Räten« ausrichtete: ehelos, besitzlos und gehorsam. In den USA nannte man das »single for the Lord«.

Mir war durchaus bewusst, dass dieser Entschluss zwei wichtige Konsequenzen nach sich zog. Zum einen hieß das für mich, dass ich mit größter Wahrscheinlichkeit meinen erlernten Beruf als Schreiner würde an den Nagel hängen müssen. Das war einigermaßen hart für mich, weil mir das kreative Arbeiten in einem handwerklichen Beruf eigentlich große Freude bereitet hatte. Zum anderen stand nun außer Frage, dass ich mein Vorhaben auch meinen Eltern mitteilen musste. Doch nun hatte diese Herausforderung ihren Schrecken verloren.

Nachdem ich meine Entscheidung einmal getroffen hatte,

schenkte mir Gott auch den Mut, vor meinen Angehörigen zu diesem Schritt zu stehen.

Zurück in Plainfield tat ich, was getan werden musste. Es war ein heißer Sommertag im Juli 1979, als ich mich hinsetzte und einen Brief an Vater und Mutter schrieb. Per Luftpost setzte ich den beiden auseinander, warum ich weder die Firma übernehmen noch ins Markgräfler Land zurückkehren wollte, sondern in Hessen bleiben und in die Jesus-Bruderschaft eintreten würde.

* * *

Die Antwort kam postwendend. Sie fiel aus, wie ich es erwartet hatte:

»Warum tust du uns das an? Wir verstehen es nicht. Keiner versteht es ...« Und so weiter.

Mir war klar, dass sich durch meinen Entschluss nicht nur mein Leben ändern würde, sondern auch das meiner nächsten Angehörigen. Mir war auch klar, dass mein Vater seine Firma und damit sein Herzensprojekt früher oder später in fremde Hände geben musste. All seine Pläne waren mit einem Mal durchkreuzt. Es würde auch keinen Enkel geben, der den Firmennamen »Roßkopf« würde weitertragen können. Und wie sollten die beiden, die all die Schritte in diesem Entscheidungsprozess nicht mitbekommen hatten, meinen radikalen Schritt nachvollziehen können, der mir durchaus ein paar schlaflose Nächte beschert hatte? Wie sollten sie den Frieden empfinden, der mein Herz nach meiner Wahl erfüllte? In quälende Diskussionen einzusteigen, ergab keinen Sinn. Ich konnte nur beten. Gott allein konnte bewirken, dass meine Eltern ein Ja zu dieser Entwicklung fanden.

Und das tat er.

Ein Jahr später besuchten mich meine Eltern in Gnadenthal. Zwei Wochen danach bekam ich einen Brief von meinem Vater, den einzigen, den er mir je geschrieben hat. Darin stand:

Ich habe Dich erlebt und gemerkt, wie glücklich Du in der Bruderschaft bist. Und mir ist bewusst geworden, dass Du dort doch so viel mehr bewirken kannst, als wenn Du bei uns in Gupf die Firma übernommen hättest. Es wäre sehr egoistisch von mir, wenn ich weiterhin darauf bestehen würde, dass Du zu mir zurückkommst ...

Diese Worte waren für mich unendlich viel wert. Es war der Segen, den Vater und Mutter auf meinen weiteren Lebensweg legten. Dieser Sinneswandel, der bewirkte, dass meine Eltern mich freigaben, ist eines der größten Wunder, das ich je erlebt habe. Und sie gaben mich nicht nur frei – voller Dankbarkeit stelle ich heute fest, dass sie mich all die Jahre auf meinem Weg unterstützt haben.